

paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

6. Jahrgang Nr. 3, Winter 2002



„Kleine Geschenke!“

Der Herr ist mein Hirte

Claudia Ondracek / Es gibt Tage, da wachsen mir die Dinge über den Kopf: Ich hetze vom Computer zum Arzt und dann noch in den Bioladen. Und der Blick auf die Uhr sagt mir, dass mein Kind gleich auf mich wartet. Und ich will ruhig und gelassen sein. *Der Herr ist mein Hirte*, murmele ich und weiß mich für einen Moment geborgen.

Es gibt Tage, die beginnen schon grau, obwohl die Sonne scheint: Da erzählt mir meine Freundin, dass sie womöglich aus Berlin wegzieht. Das darf nicht sein, weil sie die Stadt freundlicher und heller macht. *Der Herr ist mein Hirte*, setzt etwas in mir den alten Psalmvers dagegen.

Es gibt Tage, da schlage ich morgens die Zeitung auf und bin entsetzt, weil sich so wenig verändert in dieser brüchigen Welt. Und dann halte ich mich an dem *Der Herr ist mein Hirte* fest, um wieder lächeln zu können. Denn es gibt doch auch so viel, was Freude macht.

Der Herr ist mein Hirte – diese Zeile aus dem 23. Psalm ist eigentlich abgegriffen. Sie hat mich fast wie ein Werbespot in meinem Leben begleitet: im Kindergottesdienst malten wir Bilder vom guten Hirten, meine Oma hat den Psalm oft gebetet, als Konfirmanden mussten wir ihn auswendig lernen und in der Kirche ist er auch ständig zu hören.

Nichts Neues, könnte man denken. Aber vielleicht ist es gerade das, was mir die Zeile so wichtig macht. Sie ist wie eine alte Schatztruhe, die voller Überraschungen ist. Denn wenn ich *Der Herr ist mein Hirte* denke oder sage, dann sind es nicht nur diese fünf Worte. Da schwingt viel mehr mit, vor allem ein Gefühl der Vertrautheit mit diesen Worten, die mich schon seit Kindertagen begleiten. Worte, die viele Gedanken und Bilder in mir lebendig werden lassen, angesammelt in all den Jahren und mit den unterschiedlichsten Schattierungen. Der bärtige Hirte auf meiner Kindergottesdienst-Zeichnung, der liebevoll seine Schafe hütet, ist dabei nur ein Bild von vielen und bestimmt nicht das wichtigste.

Der Herr ist mein Hirte – das sind Worte, die jenseits ihrer Bedeutung, die sie in der konkreten Situation haben, Halt geben und mich daran erinnern, dass es einen Raum gibt, in dem ich sein darf, wie ich gerade bin: gehetzt und sehnsüchtig nach Ruhe, traurig und entsetzt oder lächelnd und voller Freude. Worte, an die ich mich auch klammern kann, wenn mir kein Inhalt mehr zugänglich ist und sie eigentlich leer und hohl geworden sind. Aber in ihnen schwingt die andere Erfahrung mit: dieses Glauben-Können.

Diese fünf Worte *Der Herr ist mein Hirte* sind wie ein kleines Geschenk, sie begleiten mich durch die Tage – und ich bin froh, dass ich immer wieder bei ihnen einkehren kann, wie in das Haus eines sehr vertrauten Freundes.

EIN PSALM DAVIDS

**Der HERR ist mein Hirte,
mir wird nichts mangeln.
Er weidet mich
auf einer grünen Aue
und führet mich
zum frischen Wasser.
Er erquicket meine Seele.
Er führet mich
auf rechter Straße
um seines Namens willen.
Und ob ich schon wanderte
im finstern Tal,
fürchte ich kein Unglück;
denn du bist bei mir,
dein Stecken und Stab trösten mich.
Du bereitest vor mir einen Tisch
im Angesicht meiner Feinde.
Du salbest mein Haupt mit Öl
und schenkest mir voll ein.
Gutes und Barmherzigkeit
werden mir folgen
mein Leben lang,
und ich werde bleiben
im Hause des
HERRN immerdar.**

INHALT

Der Herr ist mein Hirte	2
Editorial	3
Gabriele Herbst Die heiligen Drei Könige von L.	4
Ingo Schulz Patenschaften mal anders	9
Detlef Berentzen Friede auf Erden	10
Mittelseite: Lieblingsbücher	12
Bernd Feuerhelm Ein Geschenk	14
Christoph Albrecht Halbe Miete – volle Halle?!	15
Jörg Machel W wie Weihnachten	16
Heike Krohn Demenz und Weihnachten	18
KinderNoster	20
Gemeinde im Zentrum	22
Geld muss schwitzen / Impressum	23



Liebe Leserin und
lieber Leser,

seit wir erfahren haben, dass während des Krieges auf dem Emmaus-Friedhof Zwangsarbeiter beschäftigt waren, versuchen wir, uns dieser Verantwortung zu stellen. Zusammen mit anderen betroffenen Gemeinenden haben wir nach Wegen gesucht, mit den Überlebenden dieser Zwangsmaßnahmen in Verbindung zu treten, um Vergebung zu bitten und Hilfe anzubieten. Inzwischen hat uns dieser Brief aus der Ukraine erreicht:

„Es schreibt Ihnen Galat Matrjona Aleksejewna, Witwe des am 6. Juli 1999 verstorbenen Galat Fedor Grigorjewitsch. Das ist wirklich der Galat, F.G., den Sie suchen und der 1942 nach Deutschland verschleppt wurde und auf einem Berliner Friedhof Zwangsarbeit geleistet hat. Nur ist es schade, dass ihn Ihr Brief mit der Bitte um Vergebung nicht erreicht hat. Mein Herz ist leichter geworden, weil es auf dieser Erde gutherzige Menschen mit frommen Wünschen gibt, die bereit sind und versuchen, Schuld abzubüßen und die von anderen begangenen Fehler wieder gutzumachen. Mir ist es wichtig, dass irgendwo in einem fernen Land, in dem er so viel Kummer und Entbehrung durchgestanden hat, an ihn erinnert wird ...“

Sie erinnern sich vielleicht noch, mit welchen Unterstellungen um die Höhe der Entschädigung gestritten wurde. Die Reaktionen zeigen, dass es den Betroffenen darum nur in zweiter Linie geht. Die Geste eingestandener Schuld ist ihnen viel wichtiger. Der Dank dieser Frau ist ein großes Geschenk für uns.

Eine gesegnete Weihnacht wünscht Ihnen
Pfarrer Jörg Machel

Die heiligen Drei Könige

von Leutersdorf

Liebe Leutersdorfer ,

jetzt. Jetzt ist es Zeit. Zeit für diesen Brief. Das Eis ist geschmolzen. Der Abdruck der Hagelkörner auf meiner Haut ist nicht mehr tastbar. Es ist Frühling geworden. Jahreszeit für Liebesbriefe. Endlich. Die Schneeschmelze dauerte viele Jahre. Es blieb kalt in mir, wenn ich an das Dorf meiner Geburt dachte. An das kleine Textilindustriedorf im sogenannten „Dreiländereck“ der ehemaligen DDR, zwischen Polen und Tschechien.

Hier erblickte ich im Oktober 1946 als vierte Tochter einer niederschlesischen Flüchtlingsfamilie das Licht der Welt. 14 Grad Celsius sollen es in meinem Geburtsraum, dem Schlafzimmer im Leutersdorfer Pfarrhaus, gewesen sein, als mir Hebamme Hertel zusammen mit meiner von der Geburt abgekämpften Mutter zum eigenen Atmen verhalf. Keine freundliche Empfangstemperatur für eine Lebensanfängerin. Doch dafür konnte keiner etwas in diesen spartanischen Nachkriegsmonaten. Meine Mutter, eine schöne 26-Jährige und mein von den zurückliegenden Hungermonaten gezeichneter Vater hätten sich auch mehr Wärme für ihr viertes Zufallskind gewünscht. Doch

der kleine Ofen, gespeist mit nasser Braunkohle, setzte den eigenen Wünschen objektive Grenzen. „Du sahst so vollkommen aus, nach deiner Geburt“, erzählte meine Mutter mehr als hundertmal. „Aber wir hatten fast nichts, was ein Kind zum Leben braucht. Und deshalb“, fügte sie regelmäßig hinzu, „hatten wir Angst, ob du überleben würdest. Und die nächsten, die folgen würden.“ „Hoffentlich wird das Baby nicht bald wie-

Schreie in die Nacht. Meine Mutter ist mit mir über die Dörfer gejagt, allein im Schnee – auf der Suche nach einem Kinderarzt, der Hoffungsrezepte auszufüllen in der Lage wäre. Doch es hätte mich wohl niemand wirklich halten können in diesen rauen, kinderunfreundlichen Zeiten, wenn es nicht die HEILIGEN DREI KÖNIGE in Leutersdorf am Beginn meines Lebens und in meiner frühen Kindheit gegeben hätte. Jene Drei, denen offensichtlich daran gelegen war, dass ich meiner Familie erhalten blieb. Jene Könige, die mich auf dem Schoß wiegten und in warme Sachen hüllten, damit ich blieb, wozu sie mich erwählt: ihr Leutersdorfer Kind.

„Deine Eltern und Geschwister sind nur Zugereiste“, pflegten die Könige immer wieder einmal augenzwinkernd zu betonen. „Du bist eine von uns. Unsrre Gabrrriele.“ Und dabei rollten sie die Augen und die Zunge zu jenem Oberlausitzer „R“, das keinen Widerspruch duldete. Die Könige hießen Ilse Wünsche, Ilse Kühnel und Heinrich Oltmanns. Sie brachten Milch, eine komplette Babyausstattung vom soeben erstverstorbenen eigenen Kind und Brot, die Königsspeise damaliger Zeiten. Fürs Überleben so viel notwendiger als das, was ihre drei Vorbilder in der

**„...und taten ihre
Schätze auf und
schenkten ihm
Gold , Weihrauch
und Myrrhe.“**

(Mt.2,11 b)

der ein Engel“, soll eine skeptische Fee an meinem geliehenen Kinderbett geflüstert haben. Vielleicht hätte ich mich damals wirklich bald wieder davongemacht. Versuche hat es gegeben. Schwere Darmstörungen, täglich blaugefrorene Lippen, Erbrechen und



**Gabi Herbst,
4 Monate alt**

Weihnachtsgeschichte brachten, von denen es heißt: „Sie taten ihre Schätze auf und schenkten dem Kind Gold, Weihrauch und Myrrhe.“

Längst sind sie tot, meine drei Könige, genauer gesagt, meine beiden Königinnen und der eine, in meinen Erinnerungen duftende König. Sie sind gestorben, bevor ich ihnen mit einem Brief wie diesem Danke sagen konnte. Danke dafür, dass sie in bitteren Zeiten sich nicht verbitterten. Dass sie sich nicht an das Sterben von Kindern gewöhnten, ohne wenigstens den Versuch zu unternehmen, es zu verhindern. Dass sie mich davor bewahrten, dieses spannende, kostbare Leben verlassen zu müssen, bevor es wirklich begonnen hatte. Wussten Sie, liebe Leutersdorfer, dass Ihr, unser Dorf in jenen Jahren Könige beherbergte?

Ich hatte es auch beinahe vergessen. Wegen der Hagelkörner in den ideologischen Kältejahren meiner Kindheit und Jugend in meinem Heimatdorf. Ich hatte es beinahe vergessen, weil die Könige dem älter werdenden Pfarrerskind von Jahr zu Jahr schwächer leuchteten als die fuchsischen Herodesse unterschiedlicher Prägung, die meinen Lebensweg und den meiner Familie blendeten. Diese

verdarben zeitweilig den guten Anfang. Sie machten die Milch des stärkenden Beginns sauer. Sie gaben den Babykleidern den Hauch von Gestohlenem und dem Brot einen schimmlichen Beigeschmack. „Du bist kein Arbeiter- und Bauernkind“, raunten die Füchse. „Du darfst nicht mitfeiern beim Fasching, wenn die anderen Kinder das Pappnasenspiel veranstalten und Unmengen köstlicher Pfannkuchen aus der Wenzelschen Bäckerei vertilgen. Du gehörst nicht zu uns, weil du kein junger Pionier bist und kein blaues Halstuch trägst. Deine Schwester spielt wirklich wunderbar Geige. Aber beim Schulfest können wir sie trotzdem nicht gebrauchen. Du hörst tatsächlich »Radio Luxemburg!« Schämst du dich nicht? Ist es dir nicht peinlich, dass deine Eltern sich penetrant weigern, bei Volkswahlen den Kandidaten der Nationalen Front ihr Vertrauen zu schenken? Gott soll die Welt erschaffen haben? Grotesk! Mal deinen Gott doch einmal an die Tafel! Siehst du, das kannst du nicht.“ Ich hatte die Könige beinahe vergessen. Die mich

im Leben behalten wollten, weil ich in dieses Dorf gehörte, ihm willkommen war. Damit ich nicht davonging vor der Zeit.

Die Füchsischen aber schnitten Scheibe für Scheibe von diesem Gefühl des Dazugehörens, des Gewolltseins aus meiner Haut. Hatten die Könige mich stark gemacht, schwächten mich jene, wo sie nur konnten. Sie belauschten Pausengespräche auf dem Schulhof der mühsam erkämpften Oberschule. Sie stenographierten die Predigten des Vaters und zählten die Pakete aus dem klassenfeindlichen Teil des gemeinsamen Landes. Sie krochen die Treppen meines Geburtshauses hoch, um verbotene Literatur zu sichten und zu ächten. „Hier gehörst du nicht hin“, atmeten ihre Poren aus. „Hier gehöre ich nicht hin“, dachte ich bald, nachdem ich Lesen und Schreiben gelernt hatte. „Hier sollst du fortgehen, du weißt schon, in welche Richtung“, lautete ihr unmoralisches Angebot. Aber ich blieb. blieb auf einer Insel, auf der Sommer war: im Haus, auf dem Friedhof, in der neugotischen Kirche. Rund um die Insel war es kalt und glatt. Zu glatt für ein Kind wie mich. Man rutschte aus und verletzte sich.

Jetzt. Jetzt ist es Zeit. Zeit für diesen Brief. Das Eis ist geschmolzen.

Der Abdruck der Hagelkörner auf meiner Haut ist nicht mehr tastbar. Es ist Frühling geworden. Jahreszeit für Liebesbriefe. Endlich. Ich habe Ihr Dorf, liebe Leutersdorfer, mein Dorf besucht, vor kurzem, da es 40 Jahre Grundschulabschluss zu feiern gab. Ich bin ausgestiegen im Niederdorf, aus dem Linienbus, weil die Züge sich in dieser verlassenen Gegend angeblich nicht mehr rentieren. Ich bin zum Grab meines Vaters gelaufen, zum einstigen Inselbezirk also, den ich immer zuerst aufsuche. Danach, da noch Zeit blieb bis zum Beginn des gemeinsamen Anstoßens, schlenderte ich eher ziellos durch die abendlichen Straßen von Leutersdorf.

Ich kam am Haus meines Königs vorbei. Als mein roter Mantel den Hauszaun berührte, tauchte der König plötzlich wieder auf. Er roch nach „Kölnisch Wasser“ und nach dem weiten Meer. Er raunte mir zu, dass es nun endlich Zeit würde, dass ich die herrlichen Bilder meines Lebens in diesem Dorf wieder in mir aufsteigen ließe. „Ich beschenkte dich damals nicht mit kostbarem Gold“, flüsterte König Heinrich, „damit du dich heute immer noch bedauerst. Schmerzen hin. Schmerzen her. Jetzt wird gelebt und gelacht.“ Wie früher, dachte ich. So war er schon damals. Mein zur See gefahrener König. Er arbeitete nach dem Krieg in unserem

Kirchenbüro und teilte mit dem hungrigen Mädchen, das ich war, sein morgendliches Frühstücksbrot. Ich kletterte auf seinen Schoß, klimperte ein wenig auf den Tasten der alten Schreibmaschine. Dann gab es die Königsspeise, die Überlebensschnitte. Das Gold eben, Stückchen für Stückchen. „Manchmal, erinnerst du dich“, sagte der König im leichten Befehlstone, „manchmal haben wir danach in meinen Muscheldosen, die ich von Schiffsreisen mitgebracht hatte, nach Schätzen gesucht.“ Ich erinnerte mich. Wie ich mich erinnerte!

Auch an Ilse Kühnel, eine der zwei Königinnen, die wenige Tage



Rogier van der Weyden, Dreikönigsaltar: Die Anbetung der Heiligen drei Könige (2. Drittel 15. Jh.)

Abend meiner Rückkehr ins Dorf plötzlich zum Greifen nahe. Ich hatte das Gefühl, dass meine drei Könige, die mir nach langer Zeit wieder erschienen, etwas beabsichtigten. Sie wollten mir noch einmal, auf eine ganz andere Weise als vor so vielen Jahren, mein Dorf, mein Vertrauen, meine lebendige Identität wiederschenken.

Liebe Leutersdorfer, ich glaube, dass ein ganzes Dorf über Jahrzehnte hinweg durch den Glanz und den Edelmut solcher Königinnen und Könige geadelt wird. Dass solche Frauen und Männer Schnee und Eis zum

vor meiner Geburt ihr erstes Kind verloren hatte. Daheim war alles vorbereitet gewesen für den lang erwarteten Jungen. Was man eben so vorbereitete, wenn man den Krieg auf dem heimischen Dorf relativ unbeschadet überstanden hatte. Jäckchen waren fertig und Spitzenhemden, Strampler und viele weiße, kostbare Baumwollwindeln. Aber der Junge starb nach der Geburt. Mein Vater bettete ihn in die Leutersdorfer Erde. „Es tut mir so leid“, soll er der verzweifelten Frau gesagt haben. „So leid.“ Diese hörte davon, dass ich, eben in jenen Tagen, in denen ihr Kind fortging, angekommen war. Dass mir das Leben geblieben war, dafür fast nichts zum Anziehen. In diesem Moment verwandelte sie sich in eine meiner Königinnen und brachte mir Weihrauch, den Duft frischer, wärmender Babykleidung. Und schließlich tauchte in meinen Erinnerungen auch die dritte Königin wieder auf. Die Frau, die ich Purzelbäume schlagen sehe in unserem Wohnzimmer. Eine lustige Person muss sie gewesen sein, die Milch- und Brotbringerin meiner frühen Jahre. Sie nahm meiner Mutter Falten vom Gesicht und zauberte mir Fleisch auf die kleinen Knochen. Ihre Myrrhe, ihr Hoffnungsgeschenk, war an diesem



Gabi Herbst als Schulkind

Schmelzen bringen und Narben unwichtig erscheinen lassen. Sie ver helfen einer erwachsenen Frau wie mir dazu, sich endlich in Dankbarkeit und Liebe an den Ort zu erinnern, in dem ich geboren wurde. Den Ort, der mich für immer mit den wesentlichsten Bildern, Gerüchen und Erfahrungen ausgestattet hat. Es ist, als zauberten meine Könige plötzlich ein ganzes Heer guter und freundlicher Menschen hervor, welches es neben ihnen selbst auch noch im Dorf meiner Kindheit gegeben hat.

Hirten, die Fleisch und Wolle brachten, und Wirte, die mir Raum boten außerhalb meiner selbstgewählten Insel. Es ist, als brächte die Wiederbegegnung mit den längst verstorbenen Königen für mich heute die Bäume gegenüber dem Pfarrhaus, den üppigen Rotdorn, wieder zum Blühen. Ich höre neue Musik aus dem alten Ort. Vernehme lustige, anerkennende und wärmende Worte, die es in Schule, Bürgermeisterei, beim Bäcker und vor der gefürchteten Polizei auch damals für mich gegeben haben muss. Ein nicht zu beschreibendes Geschenk für mich!

Plötzlich erschließt sich mir ein Ort, dem ich mich lange verschlossen hatte. Den ich durchschritt wie eine Fremde. Ich laufe durch das Dorf



Gabi Herbst heute

meiner Kindheit unter dem Schutz von Königen. Ich fürchte die Füchse nicht mehr. Manchmal sehe ich Goldstaub in einem Vorgarten blitzen. Erhasche einen Duft von Weihrauch und Myrrhe. Nie werde ich die Geschenke der Könige vergessen, obwohl ich längst in einer Großstadt mein Zuhause gefunden habe.

Wenn ich hier, wie es fast täglich geschieht, mit Flüchtlingskindern aus Angola und Äthiopien zusammen bin, nehme ich hin und wieder eines von ihnen auf den Schoß. Keine Schreibmaschine klumpert. Aber wir teilen Schokolade oder einen Becher Milch. Wir teilen das Leben in dieser Stadt miteinander. Draußen riecht es nach Frühling. In Ihrem Dorf auch? Dann ist es gut. Denn der Frühling ist die Jahreszeit für Liebesbriefe.

Ihre Gabriele Herbst,
geborene Meißner, Magdeburg



Patenschaften mal anders

Eine Zwischenbilanz

Ingo Schulz / Am 22. Februar 2002 haben wir unsere neue Orgel in der Emmaus-Kirche eingeweiht. Statt schnöde um Spenden zu bitten, haben wir Patenschaften angeboten; Patenschaften für einzelne Pfeifen der Orgel, je nach Länge der Pfeife im Wert von EUR 5,- bis EUR 250,-.

Jeder Spender erhält eine Karte, auf der vermerkt ist, für welche Pfeife er die Patenschaft übernommen hat; ein Duplikat dieser Karte wird in der Orgel eingelagert.

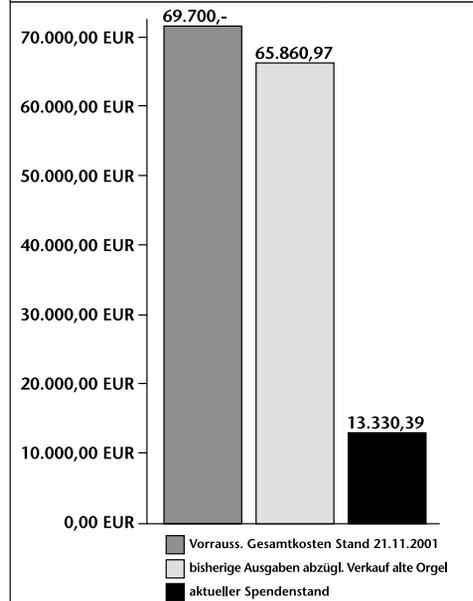
Auf die schöne Idee, dass Patenschaften ja etwas für das ganze Leben sein können, und dass man auf diese Weise die laufenden Unterhaltskosten für die Orgel hätte decken können, sind wir leider nicht gekommen. Erst ängstliche Fragen der potenziellen Paten und Patinnen öffneten uns die Augen.

Doch wir konnten beruhigen: Die Patenschaften sollen die Kosten für Kauf, Transport, Reparatur und Wiederaufstellung der Orgel decken, eine Verpflichtung für die Zukunft besteht (leider) nicht.

104 Paten haben 12.765,- EUR für 280 Pfeifenpatenschaften gespendet, viele anscheinend nach dem Motto „wenn schon, denn schon“. Bereits am 27. Januar 2002 – nach nur zwei Monaten – fand die letzte von außen sichtbare Pfeife ihren Paten. Aber auch bei der Orgel kommt der größere Teil der Schönheit von innen; es gibt also noch viele arme, patenlose Pfeifen.

Während die meisten Menschen leider noch nicht den wahren Zugang zu unserer, zu ihrer Orgel gefunden haben, entdecken die ersten SpenderInnen ihre Liebe zur Zweitpfeife.

Kosten der neuen Orgel + Einnahmen (Stand 13.11.2002)



Noch verfügbare Patenschaften:		Bereits vergebene Patenschaften:	
Kategorie I (EUR 5,-)	288		178
Kategorie II (EUR 35,-)	309		41
Kategorie III (EUR 75,-)	212		22
Kategorie IV (EUR 150,-)	93		17
Kategorie V (EUR 250,-)	37		23

Ausführliche aktuelle Informationen finden Sie im paternoster 1/2002 und unter <http://www.emmaus.de/orgel.html>

... und Friede auf Erden?

Detlef Berentzen / Da war dieser Anruf: Schreib mal was – „Et in terra pax“. Schau zurück. Auf das Jahr und überhaupt. Und da habe ich mich am Abend, aus der Kälte kommend, in meinen knallroten Ohrensessel gesetzt. Ein wenig schäbig ist der schon, verschlissen, aber gut fürs Sitzfleisch und mächtig ans Herz gewachsen. Habe mir eine Pfeife angezündet, ein Glas roten Wein ohne jedes Abendmahl auf den Tisch gestellt und lange nachgedacht. Gesucht habe ich, in jedem Winkel meines Halbjahrhundert-Gedächtnisses, nach Frieden gesucht und keinen gefunden.

Doch, doch, damit wir uns nicht falsch verstehen: Es gab immer schon friedliche Momente, auch in diesem Jahr, wunderschöne, Wonnemomente, meine eigenen kleinen Jubelgründe, der Blick aufs sonnenbeglänzte Meer, meine Frau im Arm, wir gurren, der Wind bläst den Kopf frei und all das soll nie enden. Solche Momente gab es. Schön. Immer wieder. Aber wenn man als Folie für diese Momente den sozialen Zustand der Welt nimmt, der einem immer wieder in die Glieder fährt, sozusagen das große Buch aufschlägt, in dem alles verzeichnet ist, was da weltläufig los war, da gab es in meinen letzten gut fünfzig Jahren nicht eine Minute Frieden für diese ganze Welt, die von oben betrachtet so wunderschön aussehen soll. Sagen die Astronauten. Auch die Kosmonauten.

Es gab ihn einfach nicht, diesen göttlichen Moment des weltweiten Staunens, des Innehaltens, dieses Spüren, etwas ist anders, es hat aufgehört, die Welt hat einen stillen Glanz und Lennons „Give peace a chance“ hat Folgen gehabt. Diesen Traum-Moment gab es nicht. Hat es nie gege-

ben. Wirklich nicht. Und vor meiner Zeit erst recht nicht. Großvater trug Uniform. Vater trug Uniform. Auch später noch, als er sie längst abgelegt hatte. Als Korea kam, Vietnam, Chile, Nicaragua, Falklands, all das. Und wir heiser wurden. Vom immergleichen Schrei: Nicht in unserem Namen! Und doch wurde geopfert. Immer wieder geopfert. Auf dem Altar von Ideologie und Mammon. Junges Leben. Ein Marschbefehl genügte. Genügt immer noch. Bali, Djerba, Belfast, Baskenland, Pakistan, Bosnien, Kosovo, Indien, Israel, Palästina. Trotzdem. Da gibt es andere Bilder.

Das Mädchen sitzt auf den Steinen des Berliner Gendarmenmarkts. Mit anderen Schülerinnen. Im Kreis. Intifadatücher um den Hals. Friedensdemo. Hält ein Plakat: „Geld für eine gerechte Welt, nicht für Bomben.“ Und schaut ernst. Viel zu ernst. Traurig. Ist Seismograph für den Zustand der Welt. Und sollte doch lachen. Doch da waren die Türme schon längst eingestürzt. Ground Zero. Da waren die Feuerwehrleute längst verbrannt. Oder Helden. Mitten im Inferno den Menschen ein Retter sein. Das nicht vergessen. Das gab es auch

May your strength

give us strength

May your faith give us faith

May your hope give us hope

May your love bring us love.

Das Lied von Springsteen habe ich verdammt oft gehört in diesem Jahr – „Into the fire“. Manchmal hatte ich dabei das dumpfe Aufklatschen der Körper der Verzweifelten vor dem Trade-Center im Kopf. Aus dem Film der Naudet-Brüder. Ein Geräusch, das bleibt. Ganz nah. Im inneren Ohr. Und keinen Frieden bringt.



Das „Zero“ vom Ground steht für Null. Für den Beginn einer angeblich neue Zeitrechnung. Für Terror und Kriege der besonderen Art. Mit langbärtigen „Gotteskriegern“, die nichts anderes als ihre Gottlosigkeit inszenieren. Steht für eine neue „Bedrohungslage“ und mehr Stacheldraht. Für Drohungen wie „Der Sturm der Flugzeuge wird nicht aufhören“, für die Ansage „Sie werden den Preis zahlen“, für die „Achse des Bösen“ und Bomben auf Hochzeitsgesellschaften. Steht aber auch für frisch rasierte Muslims in Kabul und für Mädchen, die zum ersten Mal in Trümmern zur Schule gehen dürfen. Und für ein Lachen auf Gesichtern, das es vorher nicht gab. Kleine Momente des Friedens. Ansonsten aber busht es gewaltig: „Kampf gegen den Terror bis zur Ausrottung!“ Und deshalb ausrottende Präventivkriege führen, wo es gerade nötig scheint. Wo das Feindbild passt. Und entlastet. Und wo Terroristen und Mörder nicht gerade Verbündete sind, die man dringend braucht. Es wird Frieden geschaffen. Auf Erden. Im Namen der zivilisierten Welt. Mit Waffen aus Pflugscharen.

Es geht voran.

Keine Atempause. Die Faulen werden geschlachtet, die Welt wird fleißig. Die Hässlichen werden geschlachtet, die Welt wird schön. Die Feinde werden geschlachtet, die Welt wird freundlich. Die Bösen werden geschlachtet, die Welt wird gut.

Ein Gedicht vom alten Erich Fried

Nach dem Vortrag dieser Zeilen vergaß Fried eines nie zu sagen: „Natürlich wird durch dieses Schlachten der halben Welt die andere halbe Welt nicht besser, sondern sie wird zu einer Welt von überlebenden Schlächtern.“

Es käme vielleicht darauf an, eine ziemlich wichtige Frage zu stellen. Warum und wie konnte die Welt zu einem solchen Ort werden? Einem Ort, an dem das eigene Wohlsein, der glückliche Moment, das Murmeln des Baches, die zärtliche Umarmung, die kleine Freude verbunden sind mit soviel flimmerndem Grauen. Denn das Grauen flimmert. Auf dem Bildschirm. Tag für Tag. Und macht stumpf. Und doch nicht: Die Türme. Und doch: Palästina. Israel. Gewöhnung. Kaum jemand hat gefragt, in welchen Köpfen diese Massaker schlussendlich explodieren. Wen sie verbrennen.

Das ganze Jahr habe ich darauf gewartet, dass jemand sagt, nicht ich, jemand von großer Bedeutung und mit Entscheidungsmacht, ein visionärer aufrechter Staatschef vielleicht: „Wir haben verstanden!“ Verstanden beispielsweise, dass man Tschetschenien nicht ohne Folgen für Moskau zum Schlachthof machen kann. Folgenreich verstanden, dass der Osten, der nahe, der brennende, mehr braucht als die immergleichen guten Worte. Verstanden, dass man die Dritte Welt, den Süden vom Norden, nicht als Hinterhof halten kann, ohne dass dieser Süden irgendwann vor der

Tür steht. Und hereinkommt. Unsere Chappi- und Medikamentenregale leeräumt. Weil Hunger. Und Wut. Und Aids. Das ganze Jahr habe ich darauf gewartet und die Säbel haben gerasselt, dass es ohrenbetäubend war.

Es reicht. Keine Opfer mehr. Richtig. Opfer sind zu verhindern. Auch mit Gewalt. Wer will schon krepieren? Was, wenn es meine Frau trifft. Rein zufällig. Meine Freunde. Mich.

Das habe ich in meinem Sessel gefürchtet. Gegen Ende des Jahres. Es war immer noch kalt da draußen. Keine Opfer mehr. Doch gilt das für alle, die zu Opfern gemacht werden. Weltweit. Keine Gesinnungsethik, sondern eine universelle. Denn es sind Schmerz und Wut der Opfer, die zu selbsternannten Rächern mutieren – als Container für Hass und Ohnmacht der Vielen. Es hört sich leider verdammt simpel an, aber fast glaube ich, es würde schon reichen, dass die Menschenrechte wirklich für alle Menschen gelten. Und durchgesetzt werden. Überall. Auch in Kreuzberg. Und in Chile. Habe ich gedacht. Wohl geträumt eher. Doch da war mein Glas mit dem Rotwein bereits leer. Die Pfeife erloschen. Und immer noch kein Friede auf Erden. Aber der

Wunsch danach lebendig. Stark war der. Sehr stark. Stärker denn je.





Clement Freud
Grimpels
Weihnachtsüberraschung
Verlag F. Oetinger, 1994
6,40 Euro

Überall weihnachtet es, nur bei den Grimpels nicht. Grimpels Eltern benehmen sich, als sei es Mitte Februar oder Ende August. Das geht Grimpel zu weit. Deshalb beschließt er, Weihnachten selbst zu organisieren.



Detlef Berentzen
Hermann
dielmann-verlag, 2002
20,- Euro

Berentzens Roman schreibt die Biographie jenes Halbjahrhunderts, das er selbst als Kind der 50er Jahre, als Jugendlicher in den wilden 60ern, als Aktivist, Wohngemeinschaftler und Publizist der 70er und 80er, als Autor der 90er Jahre erlebt und als Zeitgenosse mit gestaltet hat.



Haruki Murakami
Gefährliche Geliebte
btb-Verlag, 2002
8,- Euro

Eigentlich ist Hajime glücklich: Er liebt seine Frau und seine beiden Kinder, hat Erfolg und genießt das Leben. Nur manchmal regt sich tief in ihm eine Trauer – eine Trauer um das Leben, von dem er sich früher mehr Intensität versprochen und erträumt hat. Da taucht eines Tages plötzlich seine Jugendliebe Shimamoto auf, wie eine Sendbotin aus einer fernen Welt – und da scheint dieses andere Leben auf einmal wieder greifbar zu sein.



Zsuzsa Bánk
Der Schwimmer
S. Fischer Verlag, 2002
18,90 Euro

Ungarn 1956: Ohne ein Wort verlässt Katalin ihre Familie und flüchtet in den Westen. Ihr Mann Kálmán zieht fortan mit den Kindern Kata und Isti durch das Land. Immer auf der Suche nach einem Ort, an dem sie wieder ankommen können. Finden tun sie ihn nicht – aber die Kinder entdecken mit der Zeit eine eigene Welt, die ihnen zumindest dann und wann Momente der Geborgenheit und des Glücks schenkt

...



Wolf Krötke
Erschaffen und erforscht
Mensch und Universum in Theologie und Naturwissenschaft
Wichern-Verlag, 2002
7,- Euro

Verträgt sich der Glaube an einen Gott, der die Welt geschaffen hat, mit unserem Wissen vom Werden des Universums, der Erde und des menschlichen Lebens? Wolf Krötke zeigt einen Weg, auf dem die Perspektive des Glaubens und die der naturwissenschaftlichen Forschung miteinander bestehen und sich befruchten können.



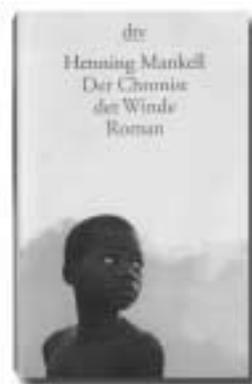
Jutta Becker
Die Königin der Farben
Beltz Verlag, 2002
11,- Euro

Malwida ruft die Farben. Denn sie ist die Königin der Farben. So sanft berührt oder auch wild voll Energie herum gewirbelt, voll Witz und Lebendigkeit mit überraschenden Wendungen, so geschah mir noch nie. MALWIDA ist einmalig. Die Königin ist wilde, lebensfrohe Aktion und Farben, Farben, Farben. Die Lust auf Buntstiftgekritzel und Farbgekleckse ohne Anspruch, rein aus Freude, kommt unweigerlich beim Anschauen.



Eugen Drewermann
Krieg ist Krankheit, Keine Lösung
Herder Verlag, 2002
19,90 Euro

Plötzlich war das Wort wieder in aller Munde: Krieg. Radikale Muslime erklären den Heiligen Krieg. Die „gerechte“ Antwort: Kriegserklärung gegen das „Böse“. Ein Kreislauf aus dem es kein Entrinnen gibt? Eugen Drewermann bleibt dabei: Gewaltfreiheit ist keine Utopie – sie ist die einzige Rettung. Seine entschiedenen These: Krieg ist kein Heilmittel, keine Therapie. Krieg ist Wahnsinn.



Henning Mankell
Der Chronist der Winde
dtv, 2002
9,- Euro

„Ich weiß, man nennt mich den Chronisten der Winde, denn noch hat keiner die Kraft zu hören, was ich zu sagen habe. Aber ich weiß, der Tag wird kommen. Er wird kommen, weil er kommen muss.“
(Jose` Antonio Maria Vaz in „Der Chronist der Winde“)
Henning Mankell – begehrt als Autor zahlreicher Kriminalromane – führt den Leser in die Welt des Straßenkinds Nelio, der im Sterben die Menschen mit weisen Augen betrachtet und dem Erwachsenen Wahrheiten vermittelt, die dieser für sich längst verloren geglaubt hat. Mankell schildert die aussichtslose Situation der Straßenkinder Afrikas und gibt ihnen ihre Würde zurück.

Ein Geschenk

Ich schenke mir selbst etwas

Bernd Feuerhelm / „Das ist aber brav, mein Junge“, sagte der Weihnachtsmann. Er griff in den großen Jutesack und gab mir eine Tafel Schokolade, Marke Cadbury. Das war schon etwas Besonderes im Berlin der Nachkriegsjahre. Es war Mitte der 50er Jahre und in der Aula der heutigen Heinrich-Zille-Schule am Lausitzer Platz fand die jährliche Weihnachtsfeier statt. Wir mussten damals einen Vers auswendig lernen, um den Weihnachtsmann – gespielt vom Hausmeister – zu betören.

„Lieber guter Weihnachtsmann, stecke deine Rute ein, ich will auch immer artig sein“, lautete mein Spruch. Mit wohlwollenden Blicken und Worten bekam ich daraufhin die Schokolade überreicht. Eine Belohnung für mein Nettsein! Geschenke findet jedes Kind toll, vor allem seltene Geschenke. Und deshalb freute ich mich jedes Jahr aufs Neue auf unsere Weihnachtsfeier. Nur vom eigentlichen Sinn des Christfestes hatte ich damals keine Ahnung.

Haften geblieben ist dieses wunderbare Gefühl des Beschenkt-Werdens. Und weil ich mich dabei gut fühlte, wurde das Schenken und Beschenkt-Werden zu einem Kult für mich. Mit wachsendem Wohlstand mehrten sich die Anlässe. Eine ganz eigene Dynamik entstand: Je wertvoller das Geschenk, das man einem geliebten Menschen machte, umso mehr bewies man ihm seine Wertschätzung. Die meisten dachten so – auch ich. Das war normal! Ist es das nicht immer noch?

Weihnachten naht und wie jedes Jahr überlege ich wieder, was ich den Menschen, die mir nah sind, wohl schenken werde. Das Geschenk müsste schon etwas mit dem Christfest zu tun haben.

Doch je mehr ich darüber nachdenke, umso mehr muss ich mir ein-

Und er wurde in eine Krippe gelegt und nicht in eine weiche Wiege; kein Glanz und Glimmer, wie in den weihnachtlich geschmückten Schaufenstern.

Ich atme tief durch. In Bethlehem geht es schlicht zu, sehr schlicht. Die Weihnachtsgeschichte trumpft nicht mit großen Geschenken auf, ich brauche mich also nicht zu schämen, wenn ich im Geschenkwettstreit nicht mithalten kann.

Gott liebt uns Menschen so wie wir sind. Ich muss mir die Zuwendung und Liebe meiner Mitmenschen nicht durch Geschenke „erkaufen“ – so lautet die Botschaft des Lukasevangeliums für mich.

Es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde, die hüteten nachts ihre Herde, heißt es dort weiter. Hirten also erfahren als erste von der Geburt Jesu. Menschen, die aus meiner Sicht vor allem Heimatlose sind, etwas am Rand der Gesellschaft stehend. Gerade ihnen wird die frohe Botschaft verkündet. Und die Hirten empfanden dies als Geschenk und trugen es mit Freude im

Herzen weiter!

Das alles hat wenig mit unserem Geschenkestress zu tun. Beschenkt sind die Hirten, ja, aber anders. Und auch ich will es in diesem Jahr anders angehen. Es kommt nicht darauf an, dass ich bei irgendwem mit dem größten Geschenk aufwarte, sondern dass ich überhaupt da bin und Menschen begegne. Mehr als auf den Heiligen Abend freue ich mich auf das Festessen in der Gemeinde, zu dem jeder eingeladen ist, natürlich und zuerst, die Leute direkt von der Straße.



gestehen, dass Weihnachten für mich immer mehr zu einer Droge wurde, Balsam für die einsame Seele, die ein Stück Geborgenheit sucht. Deshalb lasse ich mich wohl Jahr für Jahr vom Geschenkwahn der weihnachtlichen Rührseligkeitsindustrie anstecken.

Meine Frage aber wird immer drängender: Was macht Weihnachten eigentlich aus?

Ich nehme die Bibel und lese die Weihnachtsgeschichte. Jesus kam in einem Stall in Bethlehem zur Welt, nicht in einem Palast in Jerusalem.

Halbe Miete – volle Halle?!

Von der Eisenbahn-Markthalle zur Markt+KulturHalle

Christoph Albrecht / Das hatte keiner erwartet: Fast 200 AnwohnerInnen und Kunden der Eisenbahn-Markthalle waren am 4. November in die Emmaus-Kirche gekommen, um über die Frage „Halbe Miete – volle Halle?“ zu diskutieren. Es war eine gemeinsame Veranstaltung der AnwohnerInnengruppe Lausitzer Platz mit der Emmaus-Ölberg-Gemeinde, mit der ein Anstoß gegeben werden sollte, den Trend der Standschließungen zu brechen.

Durch die Nachlässigkeit der Markthallen-Genossenschaft konnte ein guter Vergleich des aktuellen Warenangebots mit dem von vor drei Jahren gemacht werden, denn seit 1999 waren die Internetseiten der Halle nicht aktualisiert worden. Christoph Albrecht von der AnwohnerInnengruppe eröffnete die Veranstaltung, in dem er dem Publikum die Liste der angebotenen Waren und Dienstleistungen aus dem Jahr 1999 zeigte, auf der alles ausgestrichen war, was es heute nicht mehr gibt: Fast ein Drittel des Warenangebots ist seit dem verloren gegangen.

Da die Markthalle dem Land Berlin gehört, waren u.a. der Direktkandidat des Wahlkreises, Stefan Zackenfels (SPD) und der Friedrichshain-Kreuzberger Wirtschafts-Stadtrat Postler eingeladen, sich aus Politikersicht zur Zukunft der Halle zu äußern. Für Stefan Zackenfels gab es auf die Frage nach der halben Miete eine klare Antwort: solange die Großmarkt GmbH, an die die Genossenschaft die Miete bezahlen muss, eine Umsatzrendite von 25 Prozent hat – zum Vergleich: die Umsatzrendite von BMW beträgt ca. 7 Prozent – solange gibt es keine Berechtigung, den Händlern weitere Mietsteigerungen anzukündigen, wie es der Geschäftsführer der Genossen-

schaft, Michael Bahr, getan hatte.

Die Beiträge machten deutlich, dass das Problem tiefer liegt: das bisherige Konzept ist nicht mehr zeitgemäß. „Die Halle besteht heute fast nur noch aus Sackgassen und das kann man auch symbolisch sehen – die ganze Halle ist in einer Sackgasse“ fasste Christoph Albrecht seine Problembeschreibung zusammen.

Die Beiträge aus dem Publikum kamen zum großen Teil von Anwoh-



nerInnen, die selbst unternehmerisch tätig sind. Ungehalten, teilweise fassunglos reagierten sie auf die Argumente des Geschäftsführers Bahr, der angesichts der drängenden Notlage zwar von Plänen sprach, die Halle weiterzuentwickeln, aber keinerlei konzeptionelle Andeutung machte, „wohin die Reise gehen solle“. Für viele verdichtete sich der Verdacht, dass hier eine kleine Gruppe von Vorstandsmitgliedern der Genossenschaft, die seit Jahr und Tag in intransparenter Weise die Genossenschaft führen, sich gegen jede „Einmischung von außen“ abschotten wolle.

Wie weiter? Birgit Arkenstette, Geschäftsführerin der Firma „Putzmunter“ in der Pücklerstraße, machte den radikalsten Vorschlag: Da die Genossenschaft offensichtlich seit zwei Jahren nicht in der Lage ist, die Ent-

wicklung wieder nach oben zu führen, solle die Eisenbahn-Markthalle aus der Genossenschaft ausgegliedert und in eine neue Trägerschaft überführt werden. Sie geht davon aus, dass mehr Angebote für Besserverdienende und Anreize für Touristen Entwicklungschancen bedeuten. Dabei geht es nicht um „Schickimicki“ (auch sehr preiswertes Einkaufen muss weiter möglich sein!), sondern um die Anerkennung der Tatsache, dass der Ökomarkt auf dem Lausitzer Platz seit Jahren expandiert, weil dort das qualitätsvolle Angebot immer mehr KäuferInnen findet.

Stefan Zackenfels hat zugesagt, sich bei der Großmarkt GmbH für eine substantielle Reduzierung der Miete einsetzen zu wollen, da die Markthalle eben nicht als Einkaufszentrum dient, sondern auch als Begegnungszentrum für die Menschen aus der Nachbarschaft.

Auch in der Halle und bei den Händlern hat sich seit dem 4. November etwas getan: Alle Händler waren bewegt, ja teilweise gerührt von der Verbundenheit der AnwohnerInnen zu „ihrer“ Halle, was eben auch „ihre“ Händler bedeutet. Lethargie und Fatalismus wurden aufgebrochen. Sie haben sich verabredet, für die vier Samstage im Dezember zusätzliche Händler und Verkäufer mit einem zu Weihnachten passenden Angebot einzuladen. AnwohnerInnen werden dazu Künstler einladen. In zwei, drei Jahren wird es entlang der Spree in unmittelbarer Nachbarschaft tausende von neuen Arbeitnehmern und Bewohnern geben, die scharf darauf sind, in der einzigen unzerstört gebliebenen Markthalle Berlins aus dem 19. Jahrhundert einkaufen zu können. Dafür muss sie sich ab sofort fit machen!

Jörg Machel / Auf dem Bild (rechts) sehen wir **die Madonna mit dem Kinde**. Maria liebkost das Jesuskind. Gekleidet ist sie in feinste Stoffe, der Raum wirkt palastartig und die im Hintergrund zu erkennenden Lustgärten lassen das Auge des Betrachters in die Ferne schweifen. Prachtvoll wird dieses anmutige Paar durch einen Zierbogen gekrönt. Kleine Leckereien stehen ganz in Griffnähe für Mutter und Kind. Das Ambiente dieser Szene ist hochherrschaftlich.

Die ganze Romantik unseres

Menschen zu sein, die es umgeben. Maria, Josef und die herbeigeeilten Hirten. In ihre Hände ist das Schicksal des Jesuskindes gegeben. Sie haben es zu schützen und zu ernähren, sie haben es zu wärmen und gesund zu halten. Sie garantieren seine Sicherheit vor der schon bald einsetzenden Verfolgung.

Etwas von der Fremdheit, die diesem Geschehen innewohnt, scheint der Maler andeuten zu wollen. Er legt viel Raum zwischen die einzelnen Gestalten. Es spannt sich ein

Madonna mit dem Kinde



Wie wie Weihnachten

Weihnachtsfestes scheint in diesem Bild Gestalt anzunehmen. Geborgenheit, Friede, familiäre Eintracht und festliche Schwelgerei lassen sich in diesem Arrangement wieder finden..

Viele begehen diese Tage so, und wohl die meisten Menschen wollen das Fest so begehen. Der Traum der Kindheit, vielleicht sogar der Menschheitstraum vom Paradies findet seinen Ausdruck in Bildern dieser Art.

Die Aussagen der Bibel allerdings stehen gegen diese fromme Verklärung des Weihnachtsfestes.

Wir sehen eine **Szene im Stall** (unten). Das Dach ist schlecht und der Wind pfeift durch die offenen Wände. Anmutig aber auch diese Darstellung. Und doch ist sie weit stärker orientiert am biblischen Zeugnis. Die Hirten sind zu sehen und man kann noch ahnen, dass hier ein Kind der Unterschicht zur Welt kommt, ganz ohne die Insignien der Macht und des Reichtums. Das Kind liegt am Boden und die einzige Mitgift dieses Neugeborenen scheinen die

Dreieck zwischen dem Jesuskind, dem Josef und den Hirten. Dazwischen posiert Maria, beiden Welten gleich weit entrückt, Kuss sie ihre Position wohl erst noch finden. Sie bewegt das Geschehen in ihrem Herzen, so erzählt die Bibel und so malt es der Künstler. Die Nähe der Hirten zu dem Kind ist auffallend. Zu diesen Leuten scheint der Jesusknabe eine ursprüngliche Affinität zu haben. Ein Theologe der siebziger Jahre nennt das „seinen ausgeprägten Zug nach unten“. Doch auch da gibt es keine wirkliche Vertrautheit. Mit ihren Körpern bleiben die Hirten außerhalb der Szene. Wie Voyeure nehmen sie mehr von ferne an dem Geschehen teil, als dass sie sich selbst als Beteiligte begreifen würden.

Doch auch diesem Gemälde über die Weihnachtsgeschichte ist zu widersprechen. Mag hier auch die Bibel zu ihrem Recht kommen, die moderne Bibelwissenschaft steht gegen diese Darstellung der Geburt Jesu.

- Wahrscheinlich ist alles, was da gemalt und beschrieben wurde, an den als historisch anzunehmenden Fakten gemessen – ein Schwindel.

- Wahrscheinlich ist Jesus in Nazareth geboren, dort nämlich, wo seine Eltern ihren Wohnsitz hatten.

- Wahrscheinlich hat niemand von dieser Geburt Notiz genommen – die unter Schmerzen gebärende Mutter und der engste Familienkreis einmal ausgenommen.

- Wahrscheinlich hat zu der Zeit, als diese Geschichte niedergeschrieben wurde, niemand mehr gelebt, der von den Monaten der Schwangerschaft und von den Stunden der Geburt hätte Zeugnis ablegen können.

In den Kreisen, in denen Jesus, der Sohn eines Zimmermanns, zur Welt kam, machte man nicht viel Aufhebens um ein neues Kind. Es wurde viel geboren und es wurde viel gestorben in den Hütten der einfachen Leute. Es war nicht üblich, Geburtstage zu verzeichnen oder die besonderen Umstände lange zu tradieren. Schnell überlagerten neue Geburten die Erinnerung an die vorhergehenden.

Will man einigermaßen historisch korrekt über Weihnachten reden, so ist mit diesem Bild (Folgesseite) einzu-



Maria im Stall

setzen. Es ist die **Darstellung des Auferstandenen** vom Isenheimer Altar. Dies erst ist das Datum, mit dem die Geburt des Jesus von Nazareth interessant zu werden begann.

Es gab einen Heiler in Galiläa, einen großen Prediger und Wundertäter, ihm folgten die Menschen, seine Worte bewegten die Menschen, jedenfalls in einem engen Kreis von ein paar Dutzend Quadratkilometern. Man verehrte ihn und hätte ihn wohl bald wieder vergessen, wie so manche große Männer und Frauen vor und nach ihm, die in ihrem Leben Besonderes vollbrachten.

Gäbe es da nicht dieses außergewöhnliche Datum nach seinem Tode. Eine Gruppe von Menschen hatte Erscheinungen und Visionen, ein paar Dutzend Männer und Frauen waren sich einig, dass der gewaltsame Tod ihres Meisters nicht das Ende seiner Lebensgeschichte war, sondern im eigentlichen Sinne erst ihr Anfang. Und mit dieser Erfahrung erstrahlte alles Gewesene in einem neuen Licht. Man begann, sich zu erinnern und das Erlebte neu zu erzählen unter dem Eindruck dieser alles umdeutenden Ostergeschichte. Die Heilungen und die Wunder, die Predigten und Gleichnisse standen nun nicht mehr nur für das Vergangene, sondern wurden zur Chiffre für die Zukunft. Die ganze Welt meinte man sich nun neu deuten zu müssen und auch neu deuten zu können.

Und so dürfen wir mit diesem Wissen nun zurückblenden auf die Szene im **Stall von Bethlehem**. Selbst wenn Jesus aus der Sicht des Historikers nicht in Bethlehem geboren sein mag, gewinnt die Legende von seiner Geburt doch einen geschichtlichen Wert. Sie entwirft

den Zusammenhang, in dem das ganze Leben Jesu zu sehen und zu verstehen ist. Die Geburt in Bethlehem bindet das Leben Jesu an die Geschichte des Volkes Israel, der Besuch der Hirten zeigt sein Interesse an Armen und Rechtlosen und dass man keine Herberge für die Geburt fand ist ein Bild, das schon auf das Ende dieses Kindes deutet: Gott kommt in die Welt, aber man nimmt ihn nicht auf.

Und auch wenn in der Bibel von der Jungfrauengeburt die Rede ist, so erklärt sich dieses Bild nur sinnvoll von Ostern her, wenn nämlich das in der Welt sein Jesu von seiner göttlichen Sendung her begriffen wird. Er ist nicht Erbe oder Begründer einer Dynastie, er ist nicht Kind einer bestimmten Erziehung oder Lehrtradition. Jesus steht nicht für das, was menschlicher Geist so hervorzubringen vermag, er steht nicht für die Größe menschlichen Edelmut, sondern allein für den Willen Gottes, wie es mit der Welt sein und werden soll.

Und nun, und eigentlich erst jetzt, darf das erste Bild die **Madonna mit dem Kinde** wieder eingeblendet werden. So soll es werden mit uns und mit dieser Welt. Der Friede Gottes soll Einzug nehmen und soll alles verwandeln.

Woran es uns so schmerzlich mangelt, hier findet es seinen anschaulichen Ausdruck: Die Nähe und die Liebe, derer wir alle bedürfen wie sonst nichts, ist hier in überreichem Maße vorhanden. Die innige Zuwendung der Mutter zu ihrem Kinde steht dafür.

Und selbst die Natur steht nicht mehr als bedrohende, alles infragestellende Macht dem Menschen als Feind gegenüber und greift mit Kälte und Dunkelheit nach uns, sondern vor unseren Augen liegt eine Gartenlandschaft, dem Paradiese gleich.

„Nun soll es werden Friede auf Erden, den Menschen allen ein Wohlgefallen!“, so wird in der Heiligen Nacht gesungen - und nichts anderes will dieses Bild uns sagen, und um nichts anderes geht es in der ganzen

Weihnachtsgeschichte. Es ist eine gute Zeit, in den Tagen der Weihnacht, dieser Verbindungen zwischen Bethlehem und Nazareth, zwischen der Krippe im Stall und dem Kreuz vor den Toren der Stadt nachzuspüren.

Dann, so denke ich, kann die Weihnachtsgeschichte ihren angemessenen Platz in unseren Herzen finden: ohne sie zu verkitschen, ohne sie zu verleugnen, ohne sich zynisch von ihr abzuwenden. Dann bewährt sich ihr tiefer innerer Glanz, dann ist er unangreifbar gegenüber kommerzieller Verramschung. Dann kann durch die zerstörten Dächer dieser Welt der Stern erkennbar werden, der uns zeigt, wo das Heil zu finden ist.

Es werde Friede auf Erden.

Auferstehung, Isenheimer Altar



Im Vergessen glüht ein Funke

Weihnachten im Pflegeheim

Heike Krohn / Kleine Tannenbäume aus Papier liegen auf dem Tisch. Die Sozialarbeiterin ist gekommen. Sie hat die Tannenbäume mitgebracht. „Haben Sie denn früher zu Hause auch einen Weihnachtsbaum gehabt“, fragt sie Herrn Holm*. Der erinnert sich auf einmal an etwas, „Ja“, sagt er, „hatten wir“. Eine andere Bewohnerin kann noch sagen, wie bei ihr zu Hause immer der Weihnachtsbaum geschmückt war. Es ist



Warten worauf?

fast eine Art Gespräch möglich. Weihnachten im Pflegeheim. Herr Holm lebt im vierten Stock des Dr. Harnisch-Hauses. Im vierten Stock leben die demenzkranken Bewohner. Demenz heißt, langsam ins Vergessen abgleiten. Erinnerungslücken häufen sich, das alltägliche Ankleiden wird immer schwieriger. Ungewohntes oder aggressives Verhalten gibt erste Anzeichen für die Erkrankung. Alzheimer zählt wohl zu der bekanntesten Ursache für Demenz. Aber die Wissenschaft weiß noch längst nicht alles. Zu neunzig Prozent sind die Ursachen für Demenzerkrankungen

noch unerforscht. Frau Müller* läuft jeden Tag den Flur auf und ab. Immer eine Hand am Holm, der sich an der Wand entlang zieht. Sie läuft Stunde um Stunde, Tag für Tag. Der Flur ist einem freundlichen Gelb gestrichen. Frau Müller läuft vorbei an Zimmertüren. Auf manchen kleben Fotos der Bewohner. Sie weiß noch genau, wo ihr Zimmer ist. Ihre Nachbarin, dagegen kann sich nicht daran erinnern. Ganz verzweifelt lebt sie ständig in der Angst, nicht zu wissen, wo sie die Nacht verbringen wird.

„Guten Tag“, begrüßt Peter Distelkamp-Franken Frau Müller, fast sie an den Arm, schaut ihr ins Gesicht. Frau Müller lächelt. „Ja, ja, ja“, antwortet sie, eines der wenigen Worte, die sie noch sagen kann und geht weiter. Wie jeden Tag, macht Peter Distelkamp-Franken seine Runde. Er geht durch die Station und begrüßt die Heimbewohner des Pflegeheims. Er ist der Pflegeleiter des Dr. Harnisch-Haus. Das Pflegeheim, das von der St.-Elisabethstiftung betrieben wird, hat Platz für 150 pflegebedürftige Menschen.

Frau Müller ist über 80 Jahre alt. Allein Anziehen kann sie sich nicht mehr und sich auch nicht das Essen kochen. Neulich haben sie in der Ergotherapie Plätzchen gebacken, Weihnachtsplätzchen. Der Geruch hat Frau Müller in Kindheitserinnerungen schwebeln lassen.

Vor den Fenstern der Küche hängen geschwungene blaue Vorhänge, Töpfe dekorieren die Wand. Es sieht heimelig aus. In dem modernisierten Plattenbau am U-Bahnhof Frankfurter Tor leben auf jeder Etage 28 Bewohner auf einer Station. In der Küche sitzen Herr Holm und Frau Bautz* am Tisch. Beide schauen vor sich hin, sie sprechen nicht. Herr Holm lebt

schon seit mehr als fünf Jahren im Heim. Eigentlich bleibt er am liebsten auf seinem Zimmer und kommt nur zu den Mahlzeiten heraus. Aber dann setzt er sich in die Küche mit zwei anderen Männern zusammen, die auch mal ein bisschen reden. Er kann noch Wörter artikulieren, auch wenn sie nicht immer einen Sinn ergeben.

Auch viele der anderen Heimbewohner aus den anderen Etagen gehen nicht mehr hinaus auf die Straße. Also muss die Weihnachtsatmosphäre in das Heim hinein gebracht werden. Die Heimleitung organisiert einen Weihnachtsmarkt im Haus, mit Buden, ein bisschen wie draußen auch. Und eine Busfahrt wird angeboten, eine Lichterfahrt durch die geschmückte Stadt. Einige der demenzten Bewohner werden mitfahren. „Hier habe ich mal gewohnt“, erzählt jemand. Und Geschichten tauchen auf, aus früheren Tagen.

Wenn das Gedächtnis zerfällt,



Erinnerungen an die Kindheit

dann bleiben noch die Emotionen, die Erinnerungen an die Gefühle. Menschen mit Demenzerkrankungen verlieren ihr Gedächtnis, haben Lernstörungen, mit fortschreitender Krankheit kommt es zu Sprachstörungen. Das tägliche Leben kann nicht mehr allein bewältigt werden.

Als Peter Distelkamp-Franken Frau Reinhard begrüßt, bricht sie in Tränen aus. Sie möchte sagen, wie sie heißt. Aber sie hat ihren Namen vergessen. Herr Thüning springt ihr zur Seite: „Sie heißen Frau Reinhard“. Die Verzweiflungstränen versiegen.

Herr Holm zieht keine Jogginghosen an. Denn das passt nicht zu ei-

nem Verkaufsstellenleiter. Das war Herr Holm früher. In der DDR leitete er eine Filiale für Fischwaren. Es muss mindestens eine Wollhose sein. Herr Holm war mit einer Frau verheiratet, die schon ein Kind hatte. Der Stiefsohn, heute selbst ein alter Mann, besucht ihn noch immer. Herr Holm hat seine Frau zu Hause gepflegt, bis zu ihrem Tod. Dann begann langsam seine Demenz. Die Nachbarn waren über sein wunderliches Verhalten irritiert. Herr Holm lief auf einmal nur mit Unterwäsche bekleidet durch das Haus und urinierte vom Balkon. Er wurde immer hilfloser und wusste nicht mehr wer er war und wo er war. Im Pflegeheim

besucht Herr Holm die Musiktherapie und die Ergotherapie. Die sollen anregen zum Erzählen.

Die Musik lockt Erinnerungen hervor. In der Musiktherapie am Nachmittag: Frau Müller, die nur noch ja, ja, ja sagen kann, hört das Lied, ein Weihnachtslied. Und plötzlich singt sie einige Zeilen mit. Sie strahlt über das ganze Gesicht.

Am Heiligen Abend feiert jede Etage für sich. Einen so großen Saal, in dem Heimbewohner und Mitarbeiter Platz finden könnten, gibt es nicht im Heim. Auf jeder Etage setzen sich dann die Bewohner zusammen, das Pflegepersonal und die Familienangehörigen und feiern gemeinsam Weihnachten.



Bewegung tut so gut

*Namen von der Redaktion geändert.

Ladislaus und Annabella

James Krüss

In der Ecke eines Fensters unten rechts im Warenhaus sitzt die Puppe Annabella mit dem Bären Ladislaus.

Annabella weint und jammert, Ladislaus, der grunzt und schnauft:

Weihnachtsabend ist gekommen, und die zwei sind nicht verkauft.

„Armer Bär!“ seufzt Annabella. „Arme Puppe!“ schluchzt der Bär.

Tränen kullern in die Ecke, und das Herz ist schwer.

In dem leeren Warenhaus löscht man langsam Licht um Licht,

nur in diesem einen Fenster, da verlöscht die Lampe nicht. Voller Mitleid mit den beiden läßt der brave alte Mann von der Wach- und Schließgesellschaft diese letzte Lampe an.

Dann verläßt er Annabella und den Bären, welcher klagt und mit sehr gepresster Stimme „Lebewohl“ und „Servus“ sagt.

In der menschenleeren Straße, abendstill und schneeverhüllt, sind die beiden in dem Fenster ein betäublich Jammerbild. Traurig vor der großen Scheibe fallen Flocken, leicht wie Flaum,

und im Hause gegenüber glänzt so mancher Lichterbaum.

Zehn Uhr schlägt's vom nahen Turme, und fast schlafen beide schon, da ertönt im Puppenhause laut das Puppentelefon.

„Hallo!“ fragt der Bär verschlafen. „Hier im Kaufhaus. Wer ruft an?“

Da vernimmt er eine Stimme, und die brummt: „Der Weihnachtsmann!“

„Oh!“ ruft Ladislaus erschrocken. „Was darf's sein, ich bitte sehr?“

„Eine schöne Puppenstube, eine Puppe und ein Bär!“

„Das ist alles noch zu haben!“ ruft die Puppe Annabell.



Die Heiligen Drei Könige zum Ausmalen

„Kommen Sie zum Warenhause unten rechts, doch bitte schnell!“

Das ist eine Überraschung! Ladislaus kämmt schnell den Schopf.

Und die Puppe Annabella flicht ein Schleifchen in den Zopf.

Und schon zehn Minuten später kommt ein Schlitten, kommt ein Ross, und ein Alter steigt vom Schlitten, und ein Schlüssel knarrt im Schloss.

Ladislaus, der quiekt und jodelt, Annabella lacht und singt,

als der Weihnachtsmann die beiden in den Pferdeschlitten bringt.

Grad in diesem Augenblicke kommt der brave alte Mann

von der Wach- und Schließgesellschaft wieder kontrollierend an.

Höflich grüßt er die Gesellschaft, springt zurück ins Warenhaus, holt die schöne Puppenstube, und dann trägt er sie hinaus.

Leise sagt er zu der Puppe: „Frohes Fest, mein liebes Kind“, während eine kleine Träne in den großen Schnauzbart rinnt.

„Frohes Fest!“ sagt Annabella. „Frohes Fest!“ ruft Ladislaus.

Dann wirds dunkel in dem Fenster unten rechts im Warenhaus.

Über Geschenke

Elena, 5 Jahre

Ich wünsche mir schon so lange einen Hulla-Hopp Reifen. Vielleicht klappt es ja, dass ich einen vom Christkind bekomme. Am besten, ich lege ein Bild ins Fenster. Da male ich einen Reifen drauf. (Pause)

Hoffentlich denkt dann das Christkind nicht, ich will einen loswerden.



Damian, 9 Jahre

Einmal hatte ich Streit mit einem Freund. Zur Versöhnung hat er mir ein scheinbar leeres Schneckenhaus geschenkt. Leider hatte sich die Schnecke nur sehr weit in ihr Haus zurückgezogen und als sie dann herausgekrochen kam, habe ich mich so erschrocken. Ich hasse Schnecken nämlich.

Meike, 12 Jahre

Am liebsten hätte ich ein Haus. Nein, kein Puppenhaus, ein richtiges, wo wir drin wohnen können.

Kilian, 8 Jahre

Das schönste Geschenk, das ich jemals bekommen habe, ist mein Euro-Sammelbuch. Das tollste, das ich mal verschenkt habe, war ein Ritterbuch, das hätte ich aber auch am liebsten selber behalten. Für meinen Papa habe ich einmal eine Geburtstagskarte selber gemacht.

Aber es gibt ja auch Geschenke, die man nicht anfassen kann, zum Beispiel, dass ich nicht mit einer Behinderung auf die Welt gekommen bin. Der Welt würde ich am liebsten zu Weihnachten schenken, dass keiner mehr arm ist, also dass die Leute in Asien nicht bloß einen Cent in der Stunde kriegen für ihre Arbeit.

Bastelecke

Krippe mit Licht

Das brauchst Du dazu:

- * Eine Baumscheibe
- * Eine Walnussschale
- * Märchenwolle
- * Moos
- * Eine Holzperle
- * Ein Teelicht
- * Filzstift
- * Holzleim oder Bastelkleber



Wie machst Du die Krippe:

In die Hälfte der Walnussschale klebst Du die Wolle. An das obere Ende kommt die Perle, auf die Du vorher Augen und Mund aufgezeichnet hast. Die Perle wird das Jesuskind in der Krippe. Teelicht und Walnusshälfte klebst Du nun auf die Baumscheibe. (Baumscheiben gibt es für 50 Cent hier im Weltcafe.) Mit Märchenwolle und Moos kannst Du die Baumscheibe dekorieren, und schon ist die Krippe fertig. Vielleicht hast du noch eigene Ideen, um sie zu verschönern.

Weihnachtsüberraschungen

Morgen Kinder wird's was geben...

Jörg Machel / In Berlin muss gespart werden, das wissen alle, und alle sind sich darin einig, dass bei den anderen angefangen werden muss. Man steht also in Gefahr, sich an einem allgemeinen Lamento zu beteiligen, wenn man die Sparmaßnahmen des Senats beklagt.

Und doch haben wir Protest gegen die Sparpläne der Stadt eingelegt, wo sie unsere Kinder betreffen. Es gibt Bereiche, in denen durch unangemessene Sparsamkeit Schaden angerichtet wird, ein Schaden, der Jahre später zu höheren, schwer kalkulierbaren Kosten führen wird.

Makaber ist die Erfahrung, dass nach jeder größeren Randalie im Kiez die Bereitschaft steigt, Jugendprojekte zu fördern und eine längere Zeit der Ruhe und Stabilität einen Abbau von Stellen in diesen Bereichen nach sich zieht. Man sollte meinen, die alarmierenden Signale der PISA-Studie hätten die Aufmerksamkeit der Politiker auf die Förderung im Kita- und Grundschulbereich gerichtet, doch weit gefehlt. Wir müssen in der Kita mit deutlich „weniger Geld auskommen“, und die Liste der Grausamkeiten“ ist noch immer nicht verlässlich abgeschlossen. Unsere Proteste bei den Fraktionen des Abgeordnetenhauses fanden um so mehr Wohlwollen und Sympathie, je weiter die Antwortschreiber von der Macht entfernt waren.

Ab 2003 werden die Anteile für Leitungsaufgaben in der Kita deutlich reduziert und man suggeriert damit einen Abbau von unnötiger Verwaltung. In einer Kindertagesstätte aber ist die Leitung vor allem für die Qualitätssicherung verantwortlich und ein Abbau in diesem Bereich bedeutet die Gefahr, in ein reines Betreuungskonzept zurückzufallen.

Auch die Stellenanteile im Hortbereich werden drastisch reduziert, was viele Eltern nachdenken lässt, ob die Nachmittagsbetreuung in der Schule nicht die günstigere Alternative für ihre Kinder ist.

Auch bei uns gab es in den letzten Monaten gravierende Veränderungen. Claudia Hoffmeister hat ihre Stelle als Kitaleiterin gekündigt und wir haben Ingrid Schillings als ihre Nachfolgerin eingestellt.

**Der Senat streicht
Gelder!
Wir streichen die
Räume!**

**Aufbruch statt
Untergang...**

Der Kinderhort hat sich mit dem neuen Schuljahr aufgelöst und wir sahen uns gezwungen, eine neue Konzeption für unsere Einrichtung zu erarbeiten.

Wir hatten viele Anmeldungen für den Krippenbereich und so mussten wir darangehen, die Aufteilung der Bereiche so zu gestalten, dass die Kinder optimale Bedingungen vorfinden. In Zukunft wird der Elementarbereich (3-6 Jahre) im Erdgeschoss des Flachbaus untergebracht sein und der Krippenbereich wird sein neues Domizil im bisherigen Hort- und Vorschulbereich finden.

Wir nehmen dies zum Anlass, die Räume altersgemäß umzugestalten. Auch wenn die Bedingungen in manchem schwerer geworden sind, hat die Krise doch auch viel Kreativität frei gesetzt und wir sind uns sicher, dass unsere Kindertagesstätte ein gu-

ter Ort für unsere Kinder bleiben wird.

Nachdem sich die Stadt immer stärker aus der Verantwortung herausgenommen hat, haben wir viel Hilfe von außen bekommen. An der Finanzierung der nun notwendigen Baumaßnahmen wird sich neben der Gemeinde und dem Kirchenkreis auch die Landeskirche beteiligen.

Einen besonderen Dank aber verdient das Engagement der Eltern bei der Gestaltung unseres Spielplatzes. Schon in der vergangenen Ausgabe haben wir davon berichtet, dass wir unseren Spielplatz naturnah umgestalten wollen. Das Ergebnis ungezählter Arbeitseinsätze ist jetzt für jede und jeden zu bestaunen.

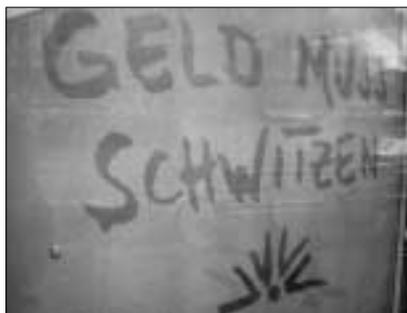
Dass mit einem sehr begrenzten Budget so viel geschafft wurde liegt daran, dass die Eltern mit einem unvorhergesehenen Engagement bei der Gestaltung geholfen haben, dass unser Gartenarchitekt U. Godejohann äußerst preisbewusst kalkuliert und auf teure Gestaltungsobjekte verzichtet hat.

Und damit wären wir wieder beim Ausgangspunkt des Artikels angelangt: Wie kann in dieser Stadt gespart werden? Und wofür muss in jedem Fall genügend Geld vorhanden sein?

Unsere Erfahrung: Immer dann, wenn die Betroffenen selbst in die Planung von Projekten und in die Vergabe von Mitteln einbezogen werden, kann Verschwendung vermieden werden.

Commerzbank, Geld muss schwitzen

Jörg Machel / „Geld muss schwitzen“, so plakatiert die Commerzbank. Mit diesem Slogan wirbt sie für ihre Vermögensverwaltung. Das Angebot verspricht Wohlstand ohne jede eigene Anstrengung.



Ich muss an Indien denken. Das Jahr über, als ich dort lebte, habe ich viel geschwitzt. Es gab Monate, in denen war ich wenige Minuten nach dem Duschen so durchgeschwitzt wie unmittelbar davor. Dazu musste ich mich nicht einmal körperlich anstrengen, allein schon das Klima trieb den Schweiß auf die Stirn. Und ich muss an ein kleines Mädchen denken. Es lebte mit seiner Mutter auf einer Baustelle in Neu Delhi, direkt vor meiner Wohnung. Immer wenn ich das Haus verließ oder heimkam, haben wir uns zugewinkt. Als ich sie kennen lernte war sie etwa vier Jahre alt. Sie musste auf ihre Schwester aufpassen. Die kleine Schwester war gerade dem Krabbelalter entwachsen und machte erste Gehversuche. Das war kein leichter Job, sie auf dem Sandhaufen zu halten, der den Kindern als Lebensraum zugewiesen war. Kam die Kleine einem Bauarbeiter in die Quere, gab es ein großes Geschrei und die Mutter musste herbeieilen, um die Gemüter zu beruhigen. Deren Job war es, Lehmziegel vom Lastwagen zu laden, um die Steine dann über leichte Bambusgerüste zu den Mauern zu tragen. Die Frau lud sich etwa acht Ziegel auf den Kopf und balancierte sie an ihren Bestimmungsort. Tag für Tag, Woche für Woche diese schwere Arbeit. Und Stück für Stück wuchs ein luxuriöses Apartmenthaus. Es war mir ein Rätsel, wie die feingliedrige Frau in diesem mörderischen Klima so hart arbeiten konnte.

„Geld muss schwitzen“ steht auf dem Plakat der Commerzbank. Aber Geld kann nicht schwitzen. Menschen schwitzen. Wegen der Hitze, unter der Last der Arbeit oder ... aus Angst. Zynisch aber wahr: Wer möchte, dass für sein Geld ordentlich geschwitzt wird, der sollte in Ländern wie Indien investieren. Die Mieten im Diplomatenviertel von Neu Delhi sind doppelt so hoch wie für vergleichbare Wohnungen in Berlin. Die Bauarbeiter kosten fast nichts. Die Mieter dieser Luxuswohnungen, meist ausländische Diplomaten, zahlen offiziell nur einen Scheinbetrag, damit die Steuer nicht zugreifen kann. Der Großteil der Miete wandert schwarz in die Taschen der Landlords. Da diese Art der Korruption ortsüblich ist, gibt es auch in Deutschland keine Probleme mit den heimischen Rechnungshöfen.

Vor einigen Jahren war ich wieder einmal in meinem alten Quartier. Wie immer wurde viel gebaut und zufällig erkannte ich meine kleine Nachbarin wieder. Sie war herangewachsen und trug nun selber Steine auf dem Kopf, nicht so viele wie ihre Mutter, aber mehr als für ihr Alter verantwortlich gewesen wären. Als wir uns zuwinkten, wischte sie sich den Schweiß aus der Stirn.

Unser nächstes Thema: Wenn alles zu spät ist – Karfreitag

Hinweis: Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde
6. Jahrgang Nr. 3

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindegliederungsrat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:

Christoph Albrecht, Bernd Feuerhelm, Agnes Gaertner, Heike Krohn, Jörg Machel, Claudia Ondracek, Dörte Rothenburg, Ingo Schulz

Umschlag:

Die „Anbetung der Heiligen Drei Könige“ von Albrecht Altdorfer entstand um 1530-1535

Redaktionsanschrift:

Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:

Jörg Machel, Ingo Schulz, Kristin Huckauf

Druck: Trigger®

(Umweltmanagement gemäß EG-Öko-Audit-Verordnung) gedruckt auf Recymago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:

Mo, Do, Fr 9-13 Uhr,
Di 13-17 Uhr, Mi geschlossen

Ölberg-Kirche

Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg Kita

Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof

Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35

Pfarrer Jörg Machel

Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:

<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto

Berliner Bank AG
(BLZ 100 200 00),
Konto 47 03 240 501
KVA/Emmaus/paternoster

Unsere tiefgreifendste Angst ist nicht, dass wir ungenügend sind.
Unsere tiefgreifendste Angst ist, über das Messbare hinaus kraftvoll zu sein.
Es ist unser Licht, nicht unsere Dunkelheit, die uns am meisten Angst macht.
Wir fragen uns, wer bin ich, mich brillant, großartig, talentiert, phantastisch zu nennen? Aber wer bist Du, Dich nicht so zu nennen? Du bist ein Kind Gottes.
Sich selbst klein zu halten, dient nicht der Welt. Es ist nichts Erleuchtetes daran, sich so klein zu machen, dass andere um Dich herum sich unsicher fühlen.
Wir sind alle dazu bestimmt zu leuchten, wie es Kinder tun.
Wir sind geboren worden, um den Glanz Gottes, der in uns ist, zu manifestieren. Er ist nicht nur in einigen von uns, er ist in jedem einzelnen.
Und wenn wir unser eigenes Licht erscheinen lassen, geben wir unbewusst anderen Menschen die Erlaubnis, dasselbe zu tun.
Wenn wir von unserer eigenen Angst befreit sind, befreit unsere Gegenwart automatisch auch andere.

Nelson Mandela

DEUTSCHE POST AG
ENTGELT BEZAHLT
10997 BERLIN

Möchten Sie den paternoster
regelmäßig per Post erhalten?
Hier könnte Ihre Anschrift stehen!

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,
der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde
und über das Internet:

<http://www.emmaus.de>